

Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen von Johannes Schmidt. Weimar, Hermann Böhlau. 1872. IV und 68 Seiten in Octav.

Die sehr anziehende nicht bloss, sondern natürlich auch im höchsten Grade wichtige Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen unter einander ist schon zu wiederholten Malen behandelt worden, in der Regel aber nur mehr gelegentlich oder nur in Bezug auf bestimmte ausgewählte kleinere Gruppen von Sprachen. Im oben benannten Buche aber, dessen wesentlicher Inhalt schon in einer der Sitzungen der sprachwissenschaftlichen Section der letzten Filologenversammlung zu Leipzig zum Vortrag gekommen ist, will Johannes Schmidt nun mal die Hauptfrage an und für sich und in Bezug auf sämtliche Hauptgruppen des indogermanischen Sprachgebiets einer prüfenden Behandlung unterziehen.

Und was ist sein Resultat? Hören wir es in seinen eigenen Worten: »Wollen wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheit veranschaulicht, so müssen wir die Idee des Stammbaumes gänzlich aufgeben«. In der That ein im allerhöchsten Grade verwunderliches Resultat: denn dass alle indogermanischen Sprachen unter einander verwandt sind, hat man doch immer für einen der bedeutendsten Ergebnisse der vergleichenden Grammatik angesehen. Alle wirkliche Verwandtschaft aber beruht auf »Stammbäumen«, auf dem Zurückführen einer gewissen Menge durch beliebig viele und vielfach verzweigte

TARTU ÜIKOOL  
RAAMATUKOGU

Mittelglieder auf eine frühere Einheit. Den Stammbaum unter wirklich verwandten Sprachen aufheben wollen, würde dem ganz gleich sein, unter sich verwandten Menschen ihren Stammbaum entreissen zu wollen, es heisst gerade den einfachsten Thatsachen ins Gesicht schlagen. Denn wie alle Menschen von Eltern abstammen und ihnen die Verwandtschaftskennzeichen angeboren werden, so wird auch jedem Einzelnen zunächst durch die Eltern (und wo es nicht die natürlichen sind, können wir mit vollem Recht von den geistigen Eltern sprechen) seine Sprache gegeben, sie geht von ihnen auf ihn über. Diejenigen, verhältnissmässig immer nur Wenigen, aber, die im Laufe ihres Lebens ihre Muttersprache (die also auch von der Sprache selbst charakteristisch genug bezeichnet ist) etwa auch ganz aufgeben und eine ganz fremde Sprache sich vollständig aneignen, nehmen diese wieder (und wäre es auch erst durch verschiedene Mittelglieder) von solchen, deren Muttersprache es war, so dass also auch so das Grundverhältniss gar nicht zerrissen wird. Wie nun aber alles Irdische und insbesondere alles auf den Menschen sich Beziehende steter Veränderung unterworfen ist, so ist namentlich auch mit der Sprache und man kann aussprechen, dass kein Kind die von den Eltern ererbte Sprache nach allen Richtungen ganz und gar unverändert bewahren wird, die Sprache wird und muss, und sei es in noch so geringem Grade, im Laufe der Zeit sich verändern. Solche Veränderung aber besteht nicht bloss in einfacher Umgestaltung des Vorhandenen, sondern sie äussert sich auch noch anderswie. Wo wirklich noch voller Lebenstrieb ist, wird sich auch wohl einiges ganz Neue bilden, auf der andern Seite wird auch

manches Alte ganz erlöschen, und dazu weiter leicht auch noch aus Nachbargebieten allerlei Fremdes aufgenommen werden. Diese drei Verhältnisse aber sind überall genau abzuwägen, wo sich um genauere Feststellung jener Verwandtschaftsverhältnisse handelt; man hat sich überall wohl zu hüten, bei ihrer Abwägung nicht das Unwichtige vor dem Wichtigeren, vor dem Wesentlichen, aus dem Auge zu verlieren. In dieser richtigen Abwägung besteht nun aber alle Schwierigkeit der genaueren Bestimmung der fraglichen Verwandtschaftsgrade. Wir wissen aus hundert wesentlichen Punkten, dass das Französische im Abstammungsverhältniss zum Lateinischen (und nicht etwa zum Keltischen oder zum Deutschen) steht: soll dieses Hauptverhältniss nun etwa nicht mehr gelten, weil das Französische zum Beispiel nicht bloss ein altes *pater* zu *père* umgebildet hat, sondern weil es auch eine Modusform *j'aurais* »ich würde haben« sich ganz neu gebildet hat, oder weil es zum Beispiel das alte Wort *uxor* »Gemahlinn« eingebüsst hat, oder weil es das Wort *riche* »reich« aus dem deutschen Sprachgebiet aufgenommen hat? Die wesentlichen Kennzeichen haben uns das Verwandtschaftsverhältniss des Französischen zum Lateinischen bestimmt, und in Vergleich mit dem muss sich alles andre unterordnen.

Was ist nun aber, das an die Stelle des Stammbaums in den verwandten Sprachen gesetzt werden soll? Wie wenig klar das ist, das zeigt sich schon darin, dass es in einem Bilde gegeben wird, das gleich darauf durch ein anderes wieder ersetzt werden soll und schliesslich dem Leser etwa noch durch andre zu ersetzen anheim gestellt wird. Hören wir wieder

Schmidts eigne Worte. Nach Ablehnung des vom Stammbaum hergenommenen Bildes sagt er »Ich möchte an seine Stelle das Bild der Welle setzen, welche sich in concentrischen mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet. Dass unser Sprachgebiet keinen Kreis bildet, sondern höchstens einen Kreissector, dass die ursprünglichste Sprache nicht im Mittelpunkte, sondern an dem einen Ende des Gebietes liegt, thut nichts zur Sache«. Ein bestimmter Ausgangspunkt wird hier also doch ebenso wohl angenommen wie bei dem Bilde des Stammbaums und bei den Wellen möchte man auch insofern noch eine stammbaumähnliche Reihenfolge denken, dass etwa aus Welle B die Welle C hervorgehend angenommen würde, aus C dann D, aus D weiter E und so fort, oder auch, dass wie B direct vom Ausgangspunkt A ausströme, so vorher C, noch früher D und so fort; aber dass vielmehr an eine gränzenlose Verschwommenheit gedacht wird, ist aus dem deutlich, was sogleich folgt: »Mir scheint auch das Bild einer schiefen vom Sanskrit« [das aber doch nicht das Ursprüngliche sein kann] »zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene nicht unpassend. Sprachgränzen innerhalb dieses Gebietes gab es ursprünglich [so weit wir Sprachen kennen, sind ihre Gränzen überall deutlich gezogen!] »nicht, zwei von einander beliebig weit entfernte Dialekte desselben A und X waren durch continuirliche Varietäten B, C, D und so weiter mit einander vermittelt. Die Entstehung der Sprachgränzen oder, um im Bilde zu bleiben, die Umwandlung der schiefen Ebene in eine Treppe, stelle ich mir so vor, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher zum Bei-

spiel die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, sociale oder sonstige Verhältnisse ein Uebergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der anderen Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, gränzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L, die mit beiden vermittelnden Varietäten waren auf gleiches Niveau mit F auf der einen Seite gehoben, auf der anderen herabgedrückt. Damit war zwischen F und B einerseits, zwischen F und L andererseits eine scharfe Sprachgränze gezogen, eine Stufe an die Stelle der schiefen Ebene getreten«.

Mit allem diesem, müssen wir betonen, ist gegen einen Stammbaum doch ganz und gar nichts bewiesen. Mag F, um in dem gegebenen Beispiele zu bleiben, auch sieben Sprachnachbargebiete verschlungen haben, aus denen allen es möglicher Weise auch einiges aufgenommen hat, uns bietet sich wieder die einfache Frage: woher stammt F? Und wenn wir antworten: von A, so können wir weiter wieder fragen, woher stammt das weiter liegende L, und wir mögen auch wieder, wo eben nicht etwa ein deutliches Abstammen des L von F sich erweist, auf A geführt werden, und so können wir F und L Schwestersprachen nennen und aus ihnen beiden können sich unleugbar wieder jüngere Sprachen entwickeln, die, wenn wir sie uns auch geographisch einander ganz nah gerückt denken wollen, doch unter einander nothwendig wieder nicht so eng zusammenhängen können, als ihre Muttersprachen F und L. Also haben wir wieder einen Stammbaum: ihn für die Sprachen ableug-

nen zu wollen, erscheint uns ebenso unmöglich, als heute noch irgend einer überhaupt geschichtliche Entwicklung der Sprachen ableugnen wird und als weiter bestritten werden kann, dass die Menschen überhaupt verwandtschaftlich zusammenhängen und ihren Stammbaum haben.

Ausserordentlich schwierig allerdings bleibt immer und wird immer bleiben die sprachlichen Verwandtschaftsverhältnisse genau zu bestimmen, da unsre Kenntniss früher gesprochener Sprachen für uns immer nur eine sehr bruchstückartige ist und uns unzählige Mittelglieder, die doch vorhanden gewesen sein müssen, ganz und gar unbekannt sind. Jene Schwierigkeit aber, die Verwandtschaftskennzeichen mit dem wenigen Material, das uns noch zur Verfügung steht, genau abzuwägen, hat Johannes Schmidt verleitet, die nothwendig zu Grunde liegende natürliche Verwandtschaft ganz abzuleugnen.

Aber wie seine Ausführung in Bezug auf die zu erwägenden Einzelheiten auch durchaus nicht scharf genug ist, das wollen wir noch an einem Beispiele näher beleuchten. Von Seite 4 und insbesondere 6 an wird eine ganze Reihe von Zügen angeführt »welche eine engere Verwandtschaft zwischen den nordeuropäischen Sprachen« [das ist Slavisch, Lettisch und Deutsch] »bekunden«, wie sie auch uns von einiger Wichtigkeit zu sein scheinen. Darunter ist aber gerade das, was von der allergrössten Wichtigkeit ist, durchaus unrichtig beurtheilt, nämlich »die doppelte Declination der Adjective, je nachdem sie bestimmt oder unbestimmt sind«, die, wie Seite 5 bemerkt wird, in der fraglichen Beziehung auch schon von Schleicher hervorgehoben ist. Gemeinsam, heisst es, sei diese Unterscheidung wohl, aber nur in der soge-

nannten inneren Sprachform, denn die Mittel, durch welche sie ausgedrückt werde, seien in beiden Sprachzweigen verschieden; während das Deutsche seine Adjectiva, wenn sie bestimmt seien, zu N-Stämmen erweitere und substantivisch flectire, füge das Slavolettische an das meist selbst flectirte Adjectivum das flectirte Pronomen *ja*-. In dieser Auseinandersetzung sind ganz und gar nicht zusammengehörige Dinge völlig vermengt. Die deutsche Adjectivflexion in N-Stämmen oder nach Jakob Grimms Ausdruck die schwache Adjectivflexion hat im Slavolettischen gar keine Analogie, weder in der innern noch in der äussern Sprachform, sie ist ganz eigenthümlich deutsch, aber auch gemeindeutsch und insofern auch wieder von besonderer Wichtigkeit für den indogermanischen Sprachstammbaum. Die doppelte Adjectivflexion des Slavolettischen hat im Deutschen ein ganz anderes Abbild, und zwar sowohl in der innern als in der äussern Sprachform, nämlich die attributive (*langer Weg*) und die prädicative (*der Weg ist lang*) Adjectivform. Die Uebereinstimmung in solcher Eigenthümlichkeit aber ist so ganz eigenartig und bedeutungsvoll, dass man sagen darf, sie allein kann immer genügen, die engere Verwandtschaft zwischen Slavisch, Littauisch und Deutsch allen anderen indogermanischen Sprachen gegenüber zu erweisen.

Solchem ausgeprägten Verwandschaftsmerkmal gegenüber können die »zahlreichen Erscheinungen, in welchen das Slavolettische mit dem Arischen übereinstimmt, vom Deutschen aber abweicht«, wie sie von Seite 13 bis 14 zusammengestellt werden, gar nichts verschlagen. Es wird aber nicht unwichtig sein, auch sie noch etwas näher zu betrachten. Es wird hervorge-

hoben, dass der alte singulare Instrumental auf *bhi* und der plurale auf *bhis*, der alte plurale Locativ auf *sva*, der einfache und zusammengesetzte Aorist, das alte Futur auf *sjâmi*, das alte Perfectparticip auf *vans*, das Supinum auf *tum* im Gegensatz zum Slavischen und Littauischen im Deutschen (Gothischen) so gut wie ganz verloren gegangen seien, aber es braucht doch wohl kaum bemerkt zu werden, dass alle solche Verluste keine bestehende Verwandtschaftsgrade vermindern können. Da das Littauische die Aoriste verloren habe, die das Slavische sich bewahrte, heisst es weiter gar, dass das Slavische dem Arischen auch grammatisch näher stehe, als das Littauische. Es ergibt sich vielmehr einfach, dass alle jene Verluste im Slavisch-Littauisch-Deutschen noch nicht eingetreten waren und dass natürlich im Slavisch-Littauischen auch die Aoriste noch bestanden.

Mit der »bestimmten« Adjectivdeclination wird das persische *Kesra descriptionis* zusammengestellt, aber es bedarf doch auch das wieder keiner genauern Ausführung, dass, wenn der angegebene Zusammenhang auch gewiss unleugbar besteht, doch der Gebrauch jenes persischen *Kesra* noch immer weit genug abliegt von der eigenthümlich ausgebildeten slavisch-littauisch-deutschen Adjectivflexion. Dann wird Gewicht gelegt auf den pronominalen Genetiv altpersisch *manâ*, altbaktrisch *mana*, littauisch *máno*, altbulgarisch *mene*, von denen das gothische *meina* abliege: mit diesen Formen ist aber für die Verwandtschaftsfrage gar nichts anzufangen, ehe sie genauer erklärt sind. Die Uebereinstimmung des suffixalen gothischen *n* in *meina* mit der slavischen und littauischen Form ist jedesfalls beachtenswerth, und wenn die persi-

schen *mana* etwa aus *máma* hervorgingen, wie es das Altindische immerhin wahrscheinlich macht, so können sie möglicher Weise von der slavisch-litauisch-deutschen Form viel weiter abliegen, als es uns scheint, wie in der Bildung der Fürwörter ja überhaupt auch eine sehr grosse Mannichfaltigkeit entwickelt ist, in Bezug auf die hier genügen mag, an die der angeführten Genetivform im Griechischen (*ἐμεῖο, ἐμεῦ, ἐμοῦ, μοῦ*), im Lateinischen (*mei*), im Armenischen (*im*) gegenüberstehenden Bildungen zu erinnern, die alle ohne gründlichere Prüfung für nähere oder fernere Verwandtschaft noch nichts beweisen können.

Dass das litauische *visas* und altbulgarische *vīš* oder *vīšū-* ‚all, jeder‘ nur im Altpersischen *viça*, altbaktrischen *vīçpa-*, altindischen *viçva-* Entsprechendes habe, was weiter angeführt wird, beweist vielmehr wieder gar nichts; es zeigt nur, dass die entsprechende Form im Deutschen, nachdem dieses sich vom Litauisch-Slavischen getrennt, zu leben aufhörte — oder, kann man auch als möglich hinzufügen, sich nur noch, wie gewiss noch unzähliges Andre, unsern blöden Blicken entzieht. Eben so wenig kann natürlich die vollständige Flexion des Pronominalstamms *ava* ausschliesslich im Eranischen und Altbulgarischen (*ovū*) etwas beweisen.

Keine europäische Sprache, ausser dem Slavischen, wird weiter als gewichtig hervorgehoben, habe Dvandva-Composita, die als Duale flectirt werden. Nun so sind sie, entgegen wir, überall, trotz aller sonstigen Verwandtschaft, erloschen oder als etwas sehr natürliches im Slavischen neugebildet, oder möglicher Weise auch vom Osten her neu aufgenommen.

Die Präposition altbulgarisch *radi* und alt-

persisch *râdij* ‚wegen‘ mit dem Genetiv, die »sich sonst nirgends findet«, lässt sich aber doch in unmittelbar zugehörigen Wortstämmen verfolgen: natürlich aber können solche vereinzelte etymologische Zusammenstellungen, wie wir schon oben betonten, für nähere oder fernere Verwandtschaft keinen abschliessenden Beweis liefern. Es bedarf deshalb auch die Präposition *sam* als »selbstständiges Wort«, die sich nur im Slavolettischen, Altbaktrischen und Altindischen finden soll, keiner weiteren Erwägung. In einigen Eigenthümlichkeiten des Zahlensystems, den Zahlcollectiven für fünf, neun, zehn, und dem ordinalen *prĭvŭ* »der Erste«, wird weiter noch vorgebracht, stehe das Slavische dem Arischen wieder näher als selbst das Littauische. Womit aber, möchten wir dagegen fragen, soll denn bewiesen sein, dass das Littauische jene Eigenthümlichkeiten nicht auch früher besessen hat? Das Zusammenstimmen des slavischen *bogŭ* »Gott« mit dem altpersischen *baga*, altbaktrischen *bhaga* und altindischen *Bhaga*-, sowie das des slavischen *sventŭ* und littauischen *szvėntas* ‚heilig‘ mit dem altbaktrischen *çpeñta*- soll für dasselbe sprechen, hat aber selbstverständlich ebenso wenig wirklich beweisende Kraft. Auf der andern Seite soll eben so viel gelten, dass der indogermanische Gott *Djâus* nur den Slavoletten und Ariern verloren gegangen sei. Dann wird noch als höchst wichtig angeführt die übereinstimmende Benennung des Heirathens bei Slavoletten und Ariern, so wie die des Schreibens bei Slaven und Persern, und zum Schluss noch auf ein Verzeichniss von einundsechzig Worten und Wurzeln hingewiesen, die bisher nur in den slavolettischen und arischen Sprachen nachge-

wiesen seien, was genauer nachzuprüfen uns ganz überflüssig erscheint. Will man das in allen indogermanischen Sprachen vielfach zu beobachtende Aussterben von Wörtern als Beweis für nähere oder fernere Verwandtschaft anführen, so möchte vielleicht auch der Beweis möglich sein, dass das Französische, das bekanntlich viele Wörter des Lateinischen verlor, die dieses noch mit dem Deutschen theilt, dem Deutschen näher stehe, als seiner unleugbaren Ahninn und ähnliches mehr.

Wenn Johannes Schmidt nach seinen Ausführungen über die speciellen Uebereinstimmungen zwischen dem Slavollettischen und Arischen S. 15 zum Schluss ausruft »Was sollen wir nun aus allem dem für den Stammbaum schliessen?« und in Antwort darauf meint, dass man das Slavollettische eben so wenig vom Arischen losreissen dürfe als man es näher an den arischen Zweig als an das Deutsche rücken dürfe, also nach beiden Richtungen ein ineinander Fliessen behauptet, »es bleibt also keine Wahl, wir müssen anerkennen, »dass das Lituslavische einerseits untrennbar mit dem Deutschen, andererseits ebenso untrennbar mit dem Arischen verkettet ist«, so müssen wir dem auf das Bestimmteste widersprechen. Gegen einen speciell engen Zusammenhang zwischen Slavisch, Litauisch und Deutsch ist wirklich Beweisendes durchaus nichts beigebracht, und was als wissenschaftliches Resultat einmal als feststehend gewonnen ist, das soll man nicht mit allerlei scheinbar Widersprechendem wieder ins Schwanken bringen, sondern zunächst aufs Genaueste prüfen, wie das scheinbar Widersprechende von dem gewonnenen festen Standpunkt aus aussieht.

Den Stammbaum aller indogermanischen

Sprachen, wie er, wenn sie wirklich als untereinander verwandt gelten sollen, bestehen muss, da keine wirkliche Verwandtschaft ohne Stammbaum bestehen kann, nach allen Richtungen genau festzustellen, ist ganz gewiss eine höchst schwierige Aufgabe, und namentlich deshalb schwierig, weil wir, wie wir schon oben hervorhoben, zahllose Mittelglieder gar nicht kennen, nur wissenschaftlich construiren, und weil wir nach vielen Richtungen durchaus nicht wissen, wie weit auch wieder gegenseitige Berührungen und Beeinflussungen unter einzelnen Verwandten eingetreten sein mögen, ganz gewiss wird man sich der Lösung der Aufgabe aber immer mehr nähern, je mehr man es verstehen wird, die Geschichte einzelner Wörter und Wörtergruppen und grammatischer Bildungen mit grössester Präcision klar zu legen. Einige kahle Wörterzusammenstellungen und Anführungen von Lücken in ihnen, die vielfach unzweifelhaft nur auf Kurzsichtigkeit beruhen, können dabei nicht übert viel bedeuten.

Das Hauptverdienst des Schmidtschen Buches beruht darin, dass es die wichtige Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der Indogermanischen Sprachen, die meist nur ganz nebensächlich behandelt schien, überhaupt mal wieder energisch und gewiss mit Scharfsinn und in sehr anregender Weise in Angriff genommen hat, und wollte man streng sein, so sollte man bei jeder einzelnen sprachwissenschaftlichen Untersuchung, bei aller etymologischen Forschung vor allen Dingen allezeit zunächst jene Frage nach dem Verwandtschaftsverhältniss der je in Frage kommenden Sprachen möglichst deutlich sich vor die Seele bringen und nur von diesem Gesichtspunkt aus zunächst urtheilen.

Dorpat.

Leo Meyer.

---